

JAGO PRINZ

Mozarts
LETZTES REQUIEM
Kriminalroman

VERLAG ANTON PUSTET

IMPRESSUM

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2020 Verlag Anton Pustet
5020 Salzburg, Bergstraße 12
Sämtliche Rechte vorbehalten.

Coverbild: Joseph Lange, ©Internationale Stiftung Mozarteum

Grafik, Satz und Produktion: Tanja Kühnel
Gesetzt in der Minion Pro/Myriad Pro
Gedruckt auf Munken Premium Cream 90 g

Lektorat: Beatrix Binder, Simone Lettner
Druck: Těšínská tiskárna, a.s.
Gedruckt in Tschechien

ISBN 978-3-7025-0969-9

Auch als eBook erhältlich:
eISBN 978-3-7025-8075-9

www.pustet.at

da der tod |:genau zu neīen :| der wahre Endzweck unsers lebens ist, so habe ich mich seit ein Paar Jahren mit diesem wahren, besten freunde des Menschen so bekaīt gemacht, daß sein bild nicht allein nichts schreckendes mehr für mich hat, sondern recht viel beruhigendes und tröstendes! – und ich danke meinem gott daß er mir das glück gegönnt hat mir die gelegenheit |: sie verstehen mich :| zu verschaffen, ihn als den schlüssel zu unserer wahren glückseeligkeit keīen zu lernen.

[...]

– und für diese glückseeligkeit danke ich alle tage meinem Schöpfer, und wünsche sie vom Herzen Jedem meiner Mitmenschen.

Wolfgang Amadé Mozart
Brief an seinen Vater vom 4. April 1787

Nicht etwa im althergebrachten Gewande mit schwarzer Kapuze und scharfer Sense, weder mit Engelsflügeln voll himmlischer Hoffnung noch auf Bocksfüßen zwischen pestilenzialischen Schwefelschwaden, auch nicht komödiantisch mit zähneklapperndem Schädel auf zuckendem Skelett, nicht einmal sachlich betäubend im weißen Kittel – nein, mit der Musik trat er ein, unsichtbar und geruchlos, spürbar, aber spurlos. Als ob er sein Opfer sorgfältig wählen wollte, durchschwebte er mit den zeitlosen Klängen des Requiems von Wolfgang Amadé Mozart die Menge der Anwesenden, die sich am Abend des 5. Dezembers in der Stiftskirche Sankt Peter versammelt hatte, um dem Todestag des Salzburger Genies mit der Aufführung seiner Totenmesse bei Kerzenlicht zu gedenken.

Wie entsprungen aus dem Notengespinst der mozartschen Partitur auf dem Dirigentenpult, ließ er zunächst die Flamme einer Kerze über dem Notenständer mit einem schneidendem Hauch erlöschen, noch bevor der in sich gekehrte Kapellmeister der Salzburger Philharmoniker Isaac Löwenstein, die spitze Hakennase und den strengen Blick unter der schlöhweißen Mähne wie gebannt auf die Noten gerichtet, seinen Stab in der allgemeinen Stille aufheben und den Orchesterkörper zum Schwingen führen konnte.

Dann ging der Tod weiter.

Beflügelt durch die sanfte Imitation der tieferen Holzbläser über dem seufzenden Begleitsatz der Streicher, streifte er zu Beginn des *Introitus* am Chorleiter Samuel Libeskind vorbei, gerade als dieser, wachsam gebückt im Schatten einer dem Publikum verborgenen Ecke der Vierung, die Arme ausbreitete und in einem stummen Schrei den Mund in Richtung Chor aufriss, um die Kaskade der kurz übereinander hallenden

Requiem-Rufe der Bass-, Tenor-, Alt- und Sopranstimmen auszulösen.

Und suchend schlich er weiter.

Vom forte ertönenden *Et lux perpetua* angestachelt, ließ er das Doppelkinn des jovialen, genüsslich die Hände reibenden Präsidenten des Mozartianums Theodor König in der Kanzel über den Gang vom Haupt- zum rechten Seitenschiff leicht erbeben, bis Schweißperlen auf der massigen Stirn und den schlötternden Rotbacken des mächtigen Mannes dessen Freude an der Masse zahlender Besucher leicht versalzten.

Aber auch dort machte er nicht halt.

Als die berühmte Sopranistin Cecilia Vinci mit seidiger Stimme beim Solo *Te decet hymnus* einen Strahl von Wärme in den kühlen Dunstkreis von Lang- und Querhaus entsandte, hatte er bereits die erste Reihe der Kirchenbänke mit den Stadthonoratioren durchstreift, unter denen die bildschöne Gestalt der Sekretärin des Mozartianums, Magdalena Rosenthal, von der überirdischen Klangwelle auffallend heftig erschüttert wurde.

Und schon war er fort.

Einige Plätze hinter ihr brachte er zu Beginn der streng erhabenen Fuge des *Kyrie* den in eine Taschenpartitur des Requiems vertieften Emeritus der Musikwissenschaft und geachteten Mozartspezialisten Martin Heinrich Schneiderhahn kurz aus der Fassung.

Doch auch bei ihm verweilte er nicht lange.

Kaum hatte der greise Professor seinen irritierten Blick hinter der goldumrandeten Brille wie auf der Suche nach einem unsichtbaren bösen Geist um sich herum schweifen lassen, hatte sich Letzterer noch vor der kontrapunktischen Entfaltung des *Kyrie* in das rechte Seitenschiff fortgestohlen, um neben dem Reliquiengrab des heiligen Rupert Pater Ägidius, Erzabt des Stifts St. Peter und Leiter des *Ordo Sancti Benedicti* in der Salzburger Provinz, einen Besuch abzustatten. Zu spät verhüllte der

hagere Mönch das verfinsterte Gesicht unter der spitzen Kapuze seiner schwarzen Kukulle, war der Spuk doch längst an ihm vorbei in die zitternden Schatten des Gewölbes entchwunden, beschwingt von der immer dichter werdenden Stimmführung der Kyrienfuge.

Wähnte ich mich auf der letzten rechten Bank des Mittelschiffes in Sicherheit, irrte ich gewaltig. Zwei Wogen tiefsten Frosts und sengender Glut schlugen mitten im Stimmengeflecht des *Kyrie* jäh über mir zusammen. In einem Atemzug schwankte ich zwischen einer nie empfundenen, unheilvollen Verzweiflung und einem unwirklichen, übermütigen Freudentaumel, ohne einen erkennbaren Grund für die plötzliche Gefühlsschüttung finden zu können. War es die klangliche Wirkung des archaisch anmutenden Adagios am Ende des *Kyrie*? Die modale Schlussformel hatte ich doch schon früher bei anderen Aufführungen des Requiems gehört, ohne auch nur annähernd in ähnliche Wallungen zu geraten. Vielleicht war es aber auch die hinreißende Interpretation unter der Leitung von Isaac Löwenstein? Er schien an dem Tag zwar mit ungewöhnlicher, befremdlicher Besessenheit zu dirigieren, aber sein bewegender, nie banaler Führungsstil war mir vom Besuch zahlreicher Konzertveranstaltungen der Salzburger Philharmoniker durchaus bekannt. Oder war es die suggestive Atmosphäre der prunkvollen Peterskirche im flackernden Schein der Kerzen? Auch diese war mir nicht neu, galt die Aufführung des Requiems bei Kerzenlicht an Mozarts Gedenktag doch seit Jahren als festes Ritual des Salzburger Konzertlebens. Oder war es womöglich nur die überdurchschnittlich strenge winterliche Kälte? Gegen das Frostwetter, sei es auch durch das feuchte Mauerwerk der Kirche verschärft, war ich mit warmer Bekleidung hinreichend geschützt. Nein, etwas anderes, etwas Unheimliches, ja etwas Übersinnliches, da war ich mir sicher, lag in der Luft, ungreifbar zwar, aber stets präsent. Und doch – vielleicht wollte der

Tod mich verschonen, damit ich die schaurigen Ereignisse erzählen konnte, die unsere Mozartstadt in den folgenden Tagen erschüttern sollten; möglicherweise war ich ihm zu unbedeutend; wahrscheinlicher war meine Zeit schlicht und einfach noch nicht gekommen – auf einmal war er verflogen, noch bevor ich ihn fassen konnte.

Beim *Dies Irae* schlug er schließlich zu. Isaac Löwenstein schien als Erster sein Kommen geahnt zu haben, ja ihn beinahe heraufbeschwören zu wollen, indem er den Einsatz zu Beginn der Totensequenz erst nach einer langen, atemverschlagenden Pause mit weit ausholender Schlagfigur gab. Wie viel Absicht hinter der etwas theatralisch wirkenden Geste des Dirigenten steckte, ließ sich nicht genau eruieren, denn im Verlauf des *Dies Irae* sah er so aus, als ob er allmählich in eine andere Klangosphäre entrückt werden würde und die Kontrolle über das musikalische Geschehen verlöre: Er hielt keinen Blickkontakt mehr mit Orchester und Chor, krümmte sich immer bedrohlicher zur Partitur auf dem Dirigentenpult hin, und sein Schlag ging bisweilen sogar gegen die musikalische Richtung des *Dies Irae*, quasi als dirigiere er eine andere Passage – wenn nicht sogar ein anderes Werk. Bei der Verlangsamung des Tempos am Schluss des Stücks ging es noch dramatischer zu. Was zunächst wie die zwar etwas abenteuerliche, aber doch künstlerisch vertretbare Einführung eines nicht vorgeschriebenen Rallentandos anmuten konnte, artete wenig später in ein kühnes Musikexperiment aus, als dieses in ein monumentales Ritardando mündete, und geriet zuletzt zum klanglichen Affront gegen das Publikum, als der Dirigent die Taktschläge so ausdehnte, dass das ursprüngliche Tempo nicht mehr zu erkennen war. Kaum waren Orchester und Chor rat- und atemlos verstummt, klappte der Tod mit einem Schlag die unsichtbaren Fäden, die Isaac Löwenstein noch lose an die Partitur banden. Der taumelnde Kapellmeister versuchte noch einmal mit einer Hand den Stab

emporzuheben, griff mit der anderen schwerfällig nach dem Dirigentenpult und sank, Notenständer und Partitur in einem schallenden Krachen mit sich nach unten reißend, rückwärts auf den Schachbrettboden vor der rotmarmornen Balustrade des Presbyteriums.

2

Wenn es einen Zuhörer gab, dem all dies nichts anzuhaben schien, dann wohl mein Sitznachbar zur Rechten. In einem abgewetzten Parka undefinierbaren militärgrünen Farbtons gemächlich nach vorne gerutscht, Stirn und Blick mit einer flinken Handbewegung unter der Kapuze verborgen, die Beine über den Rücken seines am Boden leise schnurrenden Hundes lässig ausgestreckt, war er in tiefsten Schlaf gesunken, kaum hatten die Einleitungstöne des Requiems die letzten Wölbungen des Langhauses erfüllt.

Der stachelige Dreitagebart, die abgetragene Kleidung und die Gesellschaft des großen falben Labradors zu seinen Füßen wiesen ihn auf den ersten Blick als einen hiesigen Obdachlosen aus, der sich mit seinem vierbeinigen Lebensgefährten auf der Suche nach einem warmen Unterschlupf in die Peterskirche eingeschlichen haben dürfte und wohl den Wortlaut des Requiems auf eine sehr konkrete Art und Weise umzusetzen gedachte. Aus der zwar nicht ewigen, aber doch unerschütterlichen Seelenruhe vermochte ihn jedenfalls weder die feuchte Kühle der Kirche noch die ergreifende Intensität der Musik zu bringen, schon gar nicht die schwebende Todesahnung: Als ob er seinen Gleichmut unter Beweis stellen wollte, fing er gleich beim *Introitus* an, in einem rossinischen Crescendo zu schnarchen, das

der tiefgehenden Klangsteigerung der mozartschen Einleitung eine durchaus ebenbürtige, wiewohl stilistisch ungleiche Konkurrenz machte.

Requiem aeternam dona eis, Domine ... Unruhe breitete sich schon beim ersten Vers des *Introitus* unter den Zuhörern um uns herum aus. Als Sitznachbar fühlte ich mich irgendwie für die Lage verantwortlich und versuchte, ihn mit dem Ellenbogen, am Anfang sanft, dann aber immer energischer, zu schubsen, um wenigstens das kehlige Geräusch zu dämpfen. ... *Requiem aeternam ...* Vergebens. Einige aufgebrachte Zuschauer im Stehen hinter uns schickten hörbar missgestimmte Zischlauten in seine Richtung. ... *dona eis ...* Nichts. »Banause!«, fauchte eine wutentbrannte Dame unbestimmten Alters von der vorderen Sitzbank. ... *Domine ...* Wieder nichts. Beim *Et lux perpetua luceat eis* meinte sein rechter Sitznachbar, ein etwas biederer, betagter Mann in altmodischer Tracht, ihm mit einer Flüsterpredigt über die fromme Tugend des Schweigens ein Licht aufstecken zu müssen. ... *Et lux perpetua ...* Fehlanzeige. ... *luceat eis ...* Ein Licht ging indes jemandem aus der hinteren Reihe auf: Beim anschließenden Solo *Te decet hymnus, Deus* schickte sich ein gewitzter Pensionist hinter mir an, dem gemütlich weiter schnarchenden Mithörer durch liebevolles Pfeifen leicht anbiedernd entgegenzukommen, in der Hoffnung, der alte Kniff möge den Herrn milde stimmen. ... *Et tibi reddetur votum ...* Das tat es wohl, fing mein gnädig weiter tief schlummernder Nachbar doch an, selbst jedem Schnarcher einen friedlichen Pfeifton folgen zu lassen, während der Labrador zu seinen Füßen ab und zu gelassen knurrte. So entfaltete sich parallel zum Requiem für Soli, Chor und Orchester ein kunstvolles Pfeifduett mit tierischer Begleitung, zu dem sich immer wieder weitere Mitwirkende mit zornigen Zwischenrufen, zermürbenden Zischlauten und zaghaftem Zetern gesellten. Pfiff ein Nachbar, ruhte der Schnarcher und

brummte der Hund. *Requiem aeternam dona eis ...* Pfiff der Schnarcher, schwieg der Pfeifer und stöhnte ein Nachbar: »Hören Sie auf, Herrgott noch mal!« ... *Domine ...* Schnarchte der Schnarcher, ruhte der Hund, flehte ein Zuschauer: »Ich bitte Sie!« ... *Exaudi orationem meam ...* Sosehr die Menge ihn zerfleischen mochte, sägte der eingefleischte Schnarcher weiter. ... *Ad te omnis caro veniet ...* Ohne Erbarmen. ... *Kyrie eleison, Christe eleison ...*

Als der Zorn der Zuhörer am Schluss des *Dies Irae* kaum noch zu bändigen war, fand das postmoderne Parallelkonzert zeitgleich zum polternden Sturz des Dirigenten ein abruptes Ende. In perfektem Einklang kamen Hund und Herrchen blitzartig auf ihre sechs Beine. Ersterer huschte flugs über meine Füße in den Gang des Mittelschiffes, Letzterer schwang sich mit einer Hand auf der Banklehne agil über mich hinweg, wobei er mit der anderen Hand die pelzgefütterte Kapuze seines Parkas herunterstreifte. Noch bevor ich mich ducken konnte, eilten beide zum Podium hin.

Fast mehr erstaunt über das kuriose Gespann als über den gefallenen Kapellmeister, stand ich hastig auf und lief ihnen hinterher. Der Labrador bahnte uns mit seinem bissigen Gebell den Weg durch den Auflauf der Schaulustigen, die sich bereits vor der Balustrade des Altarraums versammelt hatten. Kurz vor dem Podium ertönte hinter ihm die kräftige, mir seltsam vertraute Bassstimme seines Herrchens mit unverkennbarem Wiener Akzent: »Chefinspektor Stiller, lassen Sie mich bitte durch.«